

Die Kraft zu leben*

Die Formulierung der Frage: „Aus welchen Quellen schöpfen Sie die Kraft, Ihr Leben zu meistern?“ scheint mir ein wenig zu anspruchsvoll. Denn „meistern“ heißt doch wohl, die Aufgaben und Schwierigkeiten mit überlegener Könnerschaft bewältigen. Wer aber dürfte schon zu sagen wagen, daß er sein Leben gemeistert habe? „Gekonnt hat's keiner“, heißt es bei Rilke einmal vom menschlichen Leben. Und das scheint mir sehr richtig gesehen zu sein, wenn man unter „können“ eine wirkliche Vollendung in der Bewältigung des Lebens versteht. Grade den Älteren unter uns werden [21/22] wohl die vielen Male, wo wir versagt haben oder schuldig geworden sind, nachhaltiger in Erinnerung geblieben sein als die Augenblicke eines gelungenen Daseins. Wer möchte hier von „meistern“ sprechen? So würde ich einfacher sagen: „die Kraft, das Leben zu leben“. Und weil das vielleicht noch eine überflüssige Verdopplung ist (denn was sollte der Mensch anderes leben als sein Leben?), würde ich noch einfacher fragen: Aus welchen Quellen nehme ich die Kraft zu leben, d. h. die Kraft, nicht zu verzagen, das Leben nicht aufzugeben, sondern trotz aller Mißerfolge die Aufgaben immer neu anzugreifen, trotz aller Leiden und Schmerzen, trotz aller Nöte und Ängste weiterhin vertrauensvoll der Zukunft entgegenzusehen und unabhängig von allen wechselnden Schicksalen das Dasein als solches, das Leben selber für etwas Schönes, für ein kostbares Geschenk zu halten, das uns anvertraut ist? Nach den Quellen dieser Kraft ist zu fragen.

Hinzu kommt ein zweites: Die Frage wird an mich als den einzelnen Menschen gerichtet. Aber wenn ich darauf zu antworten versuche, so kann ich darauf keine besondere Antwort geben, so als hätte ich eine private Quelle der Kraft, die nur mir zur Verfügung stünde und durch deren Besitz ich mich von anderen Menschen unterschiebe, mag diese nun in äußeren oder inneren Glücksgütern, in besonderen Lebenserfahrungen oder Glaubenshaltungen begründet sein. Das würde immer nur Teilantworten ergeben. Wenn ich die Frage vom Philosophischen her zu beantworten versuche, so kann ich nur nach dem Menschen schlechthin fragen, nach dem, was allem menschlichen Leben zugrunde liegt, auch wenn ich dazu in die Tiefen meines eignen Lebens zurücksteigen muß. In diesem Sinne geht hier die Frage nach den tragenden Grundlagen des menschlichen Lebens. In dieser Richtung sehe ich die Aufgabe, der ich durch Jahre hindurch in meinen philosophischen Bemühungen nachgegangen bin. An dieser Stelle kann ich nur versuchen, in möglichst einfachen Worten das kurz zusammenzufassen, was mir daran als die eigentliche Mitte erscheint.

Ich würde diese Aufgabe, nach der methodischen Seite hin, als die einer Auslegung (einer Hermeneutik) des menschlichen Lebens bezeichnen. Es geht nicht darum, Hypothesen aufzustellen oder Theorien zu entwickeln. Ich gehe vielmehr aus von der schlichten Tatsache des Lebens, in dem wir [22/23] stehen, und suche von da her die Voraussetzungen zu erschließen, die diesem Leben zugrunde liegen. Diese Voraussetzungen sind keine bloßen Annahmen, die wir nach Belieben machen oder unterlassen könnten; ihre Gültigkeit ist durch die Tatsache des Lebens gewährleistet, so wie es uns nun einmal gegeben ist.

Die Schwierigkeit dieses Unternehmens ist aber dadurch bedingt, daß der Mensch im natürlichen Zustand seines Lebens von sich selbst fortgerichtet ist. Er ist mit seiner Aufmerksamkeit bei der Sache, die er betreibt, bei dem Ziel, dem er nachstrebt. Auf sich selber achtet er nicht. Das aber bedingt, daß er von den Voraussetzungen, aus denen heraus er lebt, von den tragen.

* Ohne Titel erschienen in: Die Kraft zu leben. Bekenntnisse unserer Zeit. Gütersloh 1963, S. 21-37. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

den Grundlagen seines Lebens, in der Regel gar nichts weiß. Sie sind ihm selbstverständlich, und darum fragt er nicht erst nach ihnen. Erst in den Zeiten der Erschütterung, wo alles um ihn fragwürdig wird, kommt er in die Lage, sich auf die tragenden Grundlagen seines Lebens besinnen zu müssen. Aber in dem Augenblick, wo er so fragen muß, sind ihm zugleich diese Grundlagen selber fragwürdig geworden. Er kann sie nicht einfach als einen festen Bestand aufgreifen. Sie entziehen sich ihm vielmehr, und er muß sie erst in ausdrücklicher Auseinandersetzung den entgegenstehenden Zweifeln abgewinnen.

In einer solchen Lage befinden wir uns heute. Wohl zu keiner andern Zeit ist der Mensch in seiner Welt so verloren und so hoffnungslos unorientiert gewesen wie heute. Durch zwei Weltkriege und die politischen Schicksale sind nicht nur die staatlichen Grundlagen in einem Maße erschüttert, daß die meisten heute überhaupt kein klares politisches Ziel mehr vor Augen haben. Auch die geistigen Grundlagen sind in einem solchen Maße fragwürdig geworden, daß wir nichts mehr haben, an das wir uns als etwas Verlässliches halten könnten. Wir sehen uns hilflos preisgegeben einer unheimlich und bedrohlich auf uns eindringenden Welt. Man hat darum zu Recht unsre Zeit ein Zeitalter der Angst genannt. Der Existentialismus, dem sich nach dem letzten Krieg viele mit Leidenschaft zuwandten, ist alles andre als eine unverbindliche geistige Spielerei. Es ist der tiefe und notwendige Ausdruck dieser totalen Erschütterung.

Aber so berechtigt dieser Existentialismus als ein reinigender Gewittersturm [23/24] gewesen sein mag, der alles Hohle und Morsche vollends zum Einsturz gebracht hat, so darf er doch nicht das letzte Wort sein; denn ein sinnvolles und dauerhaftes menschliches Leben ist in diesem Zustand einer völligen Preisgegebenheit schlechterdings nicht möglich. Und wenn das Leben trotz aller existentialistischen Theorien (wie gut oder wie schlecht auch immer) weitergeht, so beweist das, daß diese nicht die volle Wirklichkeit des Lebens wiedergeben, daß in dieser vielmehr noch andre, tragende Kräfte vorhanden sind. Und diese andern, verborgeneren und übersehenen und trotzdem wirksamen Kräfte müssen wir ans Licht zu heben versuchen, um vertrauensvoll dann unser Leben darauf zu gründen. Das ist die Aufgabe, die ich gelegentlich als die einer Überwindung des Existentialismus bezeichnet habe.

In der allgemeinsten Form können wir diese Voraussetzung eines sinnerfüllten Lebens als die einer Geborgenheit bezeichnen. Nur in einer solchen Geborgenheit kann sich der Mensch zu seinem wahren Wesen entfalten. Ohne sie, der Ungeborgenheit preisgegeben, muß er notwendig verkümmern und schließlich ganz zugrunde gehen. Alfred Nitschke, der uns zu früh entrissene große Arzt und Erzieher, ist diesen Fragen aus der Perspektive des Kinderarztes immer wieder nachgegangen. Er hat die Voraussetzung aller gesunden kindlichen Entwicklung in einem solchen Gefühl der Geborgenheit gesehen. Und er hat nachdrücklich betont, daß dies nicht etwa bloß eine erfreuliche Zugabe sei, die das Leben angenehmer und leichter macht, sondern eine unerläßliche Voraussetzung, ohne die auf die Dauer überhaupt kein Leben möglich ist. Für das Kind schaffen, wie Nitschke es entwickelt hat, die Eltern, vor allem die Mutter, mit ihrer Liebe und Sorge diesen Raum der Geborgenheit. Aber die elterliche Fürsorge kann nur für die Zeit der Kindheit diesen umhегten Raum bereitstellen. Er muß notwendig einmal zusammenbrechen, wenn die menschliche Unzulänglichkeit auch der besten Eltern offenbar wird, und der erwachsene Mensch muß dann diesen Raum selber schaffen und sichern. Und mit diesem Problem stehen wir vor der entscheidenden Aufgabe unsrer Betrachtungen.

Nach zwei Richtungen zeichnet sich hier die Aufgabe ab. Die eine betrifft [24/25] den Menschen als das tätige und gestaltende Wesen. Er muß durch seine Tätigkeit innerhalb der chaotischen Welt sich eine solche Sphäre der Geborgenheit schaffen, in der er zusammen mit den Seinen sicher wohnen kann. Das geschieht in der einfachsten und unmittelbarsten Form im Bau seines Hauses, in dem er hier durch eine feste Grenze, nämlich durch feste Mauern und ein schützendes Dach, einen bergenden Innenraum schafft und diesen als solchen von dem

Außenraum der feindlichen Welt absondert. Wir halten uns zunächst zur Vereinfachung an diesen einfachen Fall.

Wir lernen es erst langsam wieder, wie wichtig es für den Menschen ist, auf dieser seiner Erde zu „wohnen“. Das heißt: nicht als ewiger Flüchtling herumgetrieben zu werden und sich im Augenblick an einem zufälligen „irgendwo“, an einem beliebigen Punkt zu befinden, der so gut oder so schlecht ist wie jeder andre, sondern an einem bestimmten Punkt wirklich Wurzel gefaßt zu haben, um den sich dann die Welt zu einer gegliederten Ordnung zusammenzuschließen vermag. Darum ist das Haus für den Menschen die Mitte der Welt. Hier ist der feste Ausgangspunkt, von dem alle Wege ausgehen und zu dem sie wieder zurückführen. Mit seiner Hilfe gewinnt der Mensch einen festen Stand in der Welt und vermag auch das übrige zur Einheit zuordnen. Es braucht kein abgeschlossenes eignes Haus zu sein. Es kann auch eine Wohnung in einem größeren Mietshaus sein, oder auch nur ein gemietetes Zimmer, zur Not auch bloß ein Winkel, in den sich der Mensch zurückziehen kann.

Es ist für die seelische Gesundheit des Menschen von entscheidender Bedeutung, daß er imstande ist, sich einen solchen Eigenraum der Geborgenheit zu schaffen, in den er sich von der Welt zurückziehen kann, in dem er seine Ruhe und seinen Frieden findet, in dem er nach allen Auseinandersetzungen in der Welt sich immer wieder auf sein eigenstes, innerstes Wesen zurückbesinnen kann. Das heißt nicht, daß er sich als bequemer Spießer in seinem Haus verkriechen soll. Er hat seine Aufgaben in der Welt und soll sich mit letzter, selbstvergessener Hingabe in ihnen verausgaben. Aber damit er sich immer wieder neu einsetzen kann, braucht er auch die Möglichkeit, auch wieder in die Geborgenheit seines Hauses zurückkehren zu können. Diese unentbehrliche Leistung des Hauses wird [25/26] kaum erst erkannt, ja, vielfach wird sie von der hohen Warte trügerischer Überlegenheit leichtfertig gespöttelt. Und dennoch liegt hier eine der wichtigsten, unentbehrlichen Quellen für die Kraft, unser Leben zu führen.

Wenn hier zugleich nach einem persönlichen Bekenntnis gefragt wird, so sehe ich in der Tat eine wesentliche Grundlage meines Lebens darin, daß es mir gelungen ist, ein solches Haus zu schaffen und darin mit meiner Familie zu wohnen, daß ich hier eine Mitte gefunden habe, zu der ich immer wieder zurückkehren kann. Daß es nicht in meiner angeborenen Heimat steht und daß ich mich auf neuem Boden erst habe neu gründen müssen, tut wenig zur Sache. Und viele sind heute ja sehr viel weiter von ihrer angestammten Heimat verschlagen worden und müssen dennoch neu die Mitte ihres Hauses begründen. Selbst auf Reisen - und vielleicht niemals so deutlich wie dann - bleibt mir das Bewußtsein dieses Heimisch Seins immer lebendig. Darum macht es mir auch Freude, einige schöne Dinge zusammenzutragen, die diese Wohnung wohnlicher machen können: einen alten Stuhl, der einmal mit der Liebe eines alten Kunsthandwerks geschaffen und durch langen Gebrauch nur noch menschlicher geworden ist, ein altes Bild, das nicht einmal besonders wertvoll zu sein braucht, ein edles, geschliffenes Glas. Ich weiß sehr wohl: es geht auch ohne sie, und man darf nicht sein Herz daran hängen. Aber sie füllen das Haus mit vielen Erinnerungen, sie binden die Gegenwart an eine Vergangenheit und fangen den Menschen auf, wenn er in seiner Arbeit müde geworden ist.

Ich bemerkte schon, daß das Haus nur der einfachste Fall eines solchen bergenden Raums ist. Aber das Haus steht nicht allein, sondern ist Teil einer Stadt, und diese wiederum gehört zu einem umfassenderen staatlichen Gebilde. An Stelle des einzelnen Menschen und seiner Familie treten die größeren Gemeinschaften als Schöpfer und Bewohner dieser größeren Räume. Und zu den gestalteten Räumen treten andre, unräumliche Ordnungsformen des menschlichen Zusammenlebens in Sitte und Gewohnheit, Kultur und Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, und wie sie sonst im einzelnen heißen. Überall wird sinnvolles und beständiges menschliches Leben nur dadurch möglich, daß es gelingt, dem zunächst vorhandenen Chaos eine Ordnung abzugewinnen und inmitten der bedrohlichen Welt einen [26/27] Bereich der Sicherheit und des Friedens zu schaffen. Die irrationalen Strömungen unserer Zeit versuchen immer wieder, dies

Streben nach Sicherheit verächtlich zu machen, und malen in berausenden Worten ein Bild des die Gefahr aufsuchenden abenteuerlichen Menschen. Aber unser Leben ist wahrlich gefährlich genug. Das hat uns die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zur Genüge gelehrt. Die Gefahr um der Gefahr willen zu lieben ist ein Zeichen verantwortungslosen Abenteuertums. Nur in dem unablässigen Streben, der chaotisch leidenschaftlichen Welt eine gesicherte Sphäre des Friedens und der Geborgenheit abzugewinnen, zeigt sich die tiefere Verantwortung des Menschen.

Hier ist ein Wort über die Würde der Vernunft zu sagen. Jahrhundertlang hat man das Wesen des Menschen, das ihn vor allen andern Kreaturen auszeichnet, im Besitz der Vernunft gesehen. Die große Epoche der Aufklärung sah in der Verwirklichung der Vernunft die entscheidende Aufgabe des Menschen. Aber neuerdings hat man die Vernunft fragwürdig gemacht und die Aufklärung als seicht und flach verspottet und ihr die Verflachung unsres gesamten Lebensgefühls in die Schuhe geschoben. Nur das überquellende Gefühl und die alles fortreibende Leidenschaft erscheinen als die eigentliche Größe des Menschen. Aber diese Haltung hat uns dahin gebracht, daß wir zum Spielball unkontrollierter irrationaler Mächte geworden sind und uns die Verantwortung für unser Leben aus der Hand gegliitten ist. Wenn es also möglich sein soll, unser Leben wieder verantwortlich in die Hand zu bekommen, wenn es gelingen soll, inmitten der ständig wachsenden Gefährdung einen Bereich des geordneten Lebens zu schaffen, dann kommt alles darauf an, der Vernunft als der leitenden, alle einseitigen Extreme mäßigenden Kraft wieder die beherrschende Stellung in unserm Leben einzuräumen. Sie ist in der Tat die unentbehrliche Voraussetzung eines jeden Versuchs, unser gemeinsames Leben zu „meistern“. Wer heute noch, unbelehrbar gegenüber allen bitteren Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte, weiterhin in gedankenlosem Nachreden einer überalterten und längst überholten Polemik die Aufklärung verächtlich macht, verzichtet endgültig auf den Versuch einer planvollen und verantwortlichen Lebensgestaltung und ist mitverantwortlich am hereinbrechenden Chaos. [27/28]

Und trotzdem ist der Spott gegen die vermeintliche Sicherheit des Hauses wie gegen alle vom Menschen planvoll gestaltete Ordnung in einer bestimmten Hinsicht nicht völlig unberechtigt. Sosehr es die Aufgabe des Menschen ist, um sich die schützende Sphäre des Hauses zu schaffen, so bietet doch kein Haus, das der Mensch sich baut, eine unangreifbare Sicherheit. Und es entsteht die Gefahr, daß der Mensch sein tieferes Wesen verrät und zum erbärmlichen Spießer herabsinkt, wenn er je in seinem Hause eine endgültige Sicherheit gefunden zu haben glaubt. „Jedes Heim ist bedroht, so betont Saint-Exupéry, der im Bau der „Citadelle“, der festen „Stadt in der Wüste“ (wie es im Titel seines großen Nachlaßwerks heißt), das eigentliche Wesen des Menschen gesehen hatte. Jede Sicherheit, die der Mensch sich verschafft, ist vorläufig und bleibt immer wieder dem andrängenden Unheil ausgesetzt. Sie muß darum jeden Tag neu vom Menschen verteidigt und den zerstörerischen Mächten abgewonnen werden. Kafka schildert in seiner Erzählung. Der Baut einmal erschütternd, wie jeder Versuch, eine endgültige Sicherheit des Wohnens zu erreichen, immer neue Verwundbarkeiten des errichteten Gebäudes entdecken läßt und den Erbauer schließlich in eine immer aufgeregtere Ratlosigkeit hineintreibt. Endgültige Sicherheit ist nie zu gewinnen, jederzeit drohen Naturgewalten oder schlimmer als diese hereinbrechende Geschichtskatastrophen und Schicksalsschläge jeden Schutz zu vernichten, und spätestens im Tode muß der Mensch auch das festeste Haus wieder verlassen.

Darum müssen wir fragen: Woher nimmt der Mensch, wenn er nicht künstlich sein Auge vor dieser ganzen Bedrohung verschließt, dennoch die Kraft, immer von neuem schützende Häuser zu bauen und feste Ordnungen zu schaffen? Ist nicht all dies Streben von vornherein sinnlos? Und in der Tat ist alles menschliche Streben nach Sicherheit nur möglich, wenn es von

einem anderen, einem umfassenden Seins□ und Lebensvertrauen getragen wird. Bachelard, der der Bedeutung des Hauses in einer so tiefen Weise nachgegangen ist, fragt einmal: „Würde der Vogel sein Nest bauen, wenn er nicht ein instinktives Vertrauen zur Welt hätte?“ Und was vom Vogel gilt, das gilt in entsprechender Weise auch vom Menschen. Unser Haus“, so fährt er fort, „ist ein Nest in der Welt. Wir leben darin in einem ange- [28/29] borenen Vertrauen.“ Und in ganz ähnlichem Sinn hat Rilke einmal in schweren Kriegsjahren für einen Hausspruch die Worte geschrieben: „Ich habe vertraut: Wer vertraut, besteht.“ Ähnliches meinen auch manche alten frommen Inschriften, die das neu erbaute Haus einer göttlichen Hut anvertrauen. Von einem solchen umfassenden Vertrauen zu einem tieferen Seinsgrund muß alles menschliche Bauen, muß allgemeiner alle menschliche Weltgestaltung und Ordnungsstiftung getragen sein, wenn es nicht ins Leere greifen soll. Das ist die tiefere Zuversicht, daß, während die einzelnen Häuser zerfallen und die bestimmten Ordnungen zerstört werden, neue Häuser gebaut und neue Ordnungen geschaffen werden, ja darüber hinaus das Vertrauen, daß über allen Gewinn und Verlust hinaus der Mensch in einem letzten Seinsgrund geborgen ist.

Damit berühren wir die zweite Richtung, in der wir hier das Wesen menschlicher Geborgenheit gegenüber der existentialistischen Verzerrung zu betrachten haben. Über alle durch menschliche Anstrengung geschaffene und als solche immer nur relative Sicherheit hinaus gibt es, sie überwölbend und sie allererst ermöglichend, eine zweite und tiefere Geborgenheit, die als unentbehrliche Grundlage alles menschliche Leben tragen muß. Sie gründet auf einem umfassenden Vertrauen zum Leben und einer darin wurzelnden Hoffnung auf die Zukunft. In ihnen wird auf der Stufe des reifen Menschen in gewandelter Form das aufgenommen, was im kindlichen Leben das noch konkreter erfahrbare Vertrauen zu den Eltern bedeutete und das, wie ich betonte, notwendig einmal zusammenbrechen muß, sobald die menschliche Unvollkommenheit der Eltern erkannt wurde. Ebenso wenig wie damals beim Kinde sind auch hier diese Hoffnung und dies Vertrauen bloß eine angenehme Zugabe, die das Leben verschönt und durchwärmt, die zur Not aber auch fortfallen könnte. Sie sind vielmehr eine unerläßliche Voraussetzung, ohne die ein erfülltes menschliches Leben schlechterdings unmöglich ist. Hier sehe ich in der Tat den letzten tragenden Grund des menschlichen Lebens, die Quelle, die dem Menschen die Kraft und die Möglichkeit zu seinem Leben gibt. Wenn ich nach einem einfachen zusammenfassenden Namen für meine philosophischen Bemü- [29/30] hungen suchen würde, so möchte ich sie am ehesten als eine Philosophie der Hoffnung bezeichnen.

Die Hoffnung hat freilich bisher in der Philosophie kein großes Ansehen genossen. Man nahm sie lediglich als eine trügerische Macht, die dem Menschen leere Truggebilde vorgaukelt. Selbst wenn es gelegentlich auch vorteilhaft sein mag, sich von verlockenden Hoffnungen über die Verzweiflungen der Gegenwart hinwegtragen zu lassen, so bleibt ihr Trost doch trügerisch. Der innerlich wahrhaftige Mensch, so betont man, durchschaut die Hoffnungen, erkennt sie als Truggebilde und sieht den nüchternen Tatsachen klar ins Gesicht. Es gilt als unmännlich, sich von der Hoffnung betrügen zu lassen.

Besonders in den geistigen Auseinandersetzungen unsrer Gegenwart drängt sich eine solche Auffassung auf. Nachdem so viele gesicherte Ordnungen zusammengebrochen sind, nachdem überall um uns her so viel Not und Verzweiflung sichtbar geworden ist, in einer Welt, die so furchtbar ist, daß wir jeden Augenblick mit einer neuen, äußersten, unser aller Leben auslöschenden Katastrophe rechnen müssen, wo bleibt da noch Raum für die Hoffnung? Ist sie nicht eitler Selbstbetrug? Und ist der Existentialismus mit seiner Leugnung jedes tragenden, über die Einsamkeit des einzelnen Menschen hinausführenden Lebenssinns nicht doch die einzig mögliche Antwort? Bleibt uns noch etwas anderes, als dem Untergang mit finsterer Entschlossenheit oder mit stumpfer Gleichgültigkeit entgegenzugehen?

Hier muß ich noch einmal auf die frühere Bemerkung zurückkommen. In dieser zugespitzten Lage verdichtet sich uns, was auch sonst zum allgemeinen Wesen des Menschen gehört. Wir können uns mit einem so hoffnungslosen Bild einfach nicht abfinden, weil sich ganz tief in uns etwas dagegen auflehnt. Selbst wenn wir in unserm Denken die nihilistischen Folgerungen für unabweisbar halten: Das Leben selber läßt sich von ihnen nicht überwältigen. Selbst hier noch gilt das Goethewort: „Hoffnung ist das schönste Erbteil der Lebendigen, dessen sie sich nicht einmal, auch wenn sie wollten, entäußern könnten.“ Leben und Hoffnung sind unablässig miteinander verbunden. Und mag bei Schiller diese Unmöglichkeit, von der Hoffnung [30/31] zu lassen, vielleicht noch mit einem gewissen resignierenden Unterton ausgesprochen sein, wenn er vom Menschen sagt: „Noch am Grab pflanzt er die Hoffnung auf“, so scheint mir Gabriel Marcel an dieser Stelle doch tiefer zu führen, wenn er sie für den „Stoff, aus dem unser Leben gemacht ist“, hält, also für das innerste Wesen der Seele selbst, das wohl manchmal verkümmert und verschüttet und in diesem Zustand schwer erkennbar sein mag, das aber in seinem letzten Kern unausrottbar ist, weil es mit dem Leben selber gegeben ist und nur mit dem Leben selber vernichtet werden kann. Darum müssen wir versuchen, diese im Leben selber enthaltene Kraft aus ihren Verdeckungen zu befreien und uns ihrer in ihrem eigentlichen Wesen ausdrücklich zu vergewissern.

Dazu müssen wir fragen, was im eigentlichen Sinn die Hoffnung ist, um dann zugleich aus ihrem richtig verstandenen Wesen zu begreifen, warum sie als trügerisch so sehr in Mißkredit geraten ist. Ohne die Absicht einer ausreichenden Definition umschreiben wir zunächst die Hoffnung als ein vertrauensvoll der Zukunft zugewandtes Verhältnis. Ich versuche das an einem einfachen Beispiel zu verdeutlichen. Als wir in Deutschland im letzten Krieg lebten, da schien es völlig unvorstellbar, wie wir diesen Krieg je lebend überstehen und danach noch einmal ein sinnvolles Leben anfangen sollten. Alles qualvolle Grübeln, durch Jahre hindurch fortgesetzt, endete nur immer wieder in der Einsicht in die unabwendbare Katastrophe, die alle, Gerechte und Ungerechte, zusammen verschlingen mußte. Ein Ausweg war unausdenkbar. Und wenn wir trotzdem die Kraft aufbrachten weiterzuleben, so war es irgendein verborgenes und meist uneingestandenes Gefühl, daß sich in allem unausweichlich scheinenden Schicksal doch noch eine Rettung einstellen würde, obgleich sie für unsre Vernunft als unmöglich erscheinen mußte. Das war die Hoffnung, die uneingestanden und dennoch tragend in unserm Leben erhalten geblieben war. Sie war das dunkle Gefühl eines „irgendwie“, wo der Verstand schon lange sein unmöglich gesprochen hatte.

Wir erkennen an diesem Beispiel einen entscheidenden Zug der eigentlichen, tieferen Hoffnung. Das ist die Unbestimmtheit, die sich in dem [31/32] Worte „irgendwie“ ausdrückt. Zur Hoffnung gehört immer dieser unbestimmt verdämmernde Horizont des „irgendwie“, d. h. die Offenheit für das Unberechenbare und Unvorhersehbare der Zukunft. Ohne sich im einzelnen vorstellen zu können, wie es geschehen soll, bleibt doch das Vertrauen, nicht ins Bodenlose abstürzen zu müssen, sondern irgendwie doch aufgefangen und getragen zu werden. In diesem Sinn spreche ich hier von einem tragenden Bezug zur Zukunft.

Durch diese Unbestimmtheit unterscheidet sich die Hoffnung von der Erwartung, mit der sie im oberflächlichen Verständnis leicht verwechselt wird. Die Erwartung bezieht sich immer auf ein bestimmtes zukünftiges Ereignis, das ich mir genau vorstellen kann, auf ein Ereignis, das zwar im gegenwärtigen Augenblick noch aussteht, das aber in seinem Wesen schon jetzt genau vorgezeichnet ist. Ich erwarte etwa, im Wartesaal befindlich, die Ankunft des Zuges, ich erwarte den Besuch eines Freundes, der sich bei mir angesagt hat und zu dessen Empfang ich schon alles vorgerichtet habe. Es ist gewissermaßen eine fest umrissene Lücke, die durch das Eintreten des Erwarteten dann ausgefüllt wird. Ich bin mit meiner ganzen Aufmerksamkeit diesem Erwarteten zugewandt. Ich spanne mich grade zu, und oft mit fiebernder Unge-

duld, dem Erwarteten entgegen, und mein Blick ist dabei für alles andre wie abgeblendet. Weil ich genau weiß, was ich erwarte, kann ich auch durch sein Eintreten nie überrascht werden, wenngleich ich durch sein Ausbleiben sehr enttäuscht werden kann, weil dann in mir die ganze angestaute Erwartung in sich zusammenbricht. So bleibe ich mit meiner Erwartung in dem voraussehbaren und vorausberechenbaren Ablauf der Dinge.

Was ich erhoffe, kann ich mir dagegen nicht mit der gleichen Bestimmtheit vorstellen. Hierzu gehört der schon genannte Hof der Unbestimmtheit. Das hängt noch von vielen Umständen ab, die ich nicht übersehe und die nicht in meiner Macht stehen. Deshalb ist die Hoffnung immer mit einem geheimen Bangen verbunden, das größer oder kleiner sein kann, aber nie ganz fortfällt. Furcht und Hoffnung gehören, wie schon die antiken Philosophen betont haben, untrennbar zusammen. Und deshalb kann ich durch das Eintreten des Erhofften (und oft nur noch mit einem letzten verglimmenden Funken Erhofften) dann freudig überrascht werden. Die Erfüllung der Hoffnung ist immer wie ein Geschenk.

Im einzelnen müßte man noch zwischen verschiedenen Formen der Hoffnung unterscheiden. Man kann auf etwas Bestimmtes hoffen, beispielsweise wieder auf den Besuch eines Freundes, auf den glücklichen Ausgang einer Krankheit usw. Überall gehört zur Hoffnung, im Unterschied zur jeweils bestimmten Erwartung, dieser Hof der Unsicherheit und Unbestimmtheit. Und eben weil der Mensch es nicht weiß, kann er auf das Ein-

treten hier nur hoffen. Hoffen heißt also ein vertrauensvolles Sich-Überlassen an den Lauf der Entwicklung. Sie setzt damit ein Gefühl der Geborgenheit im Weltlauf voraus. Weil der Mensch nicht weiß, wie sich die

Hoffnung erfüllt, kommt sie als ein freudig Überraschendes, als ein beglückendes Geschenk zu dem Menschen. Und während der Mensch in der Erwartung ganz auf dies bestimmte vorausgesehene Ereignis hin ausgerichtet ist, muß er sich in der Hoffnung offenhalten für das Unvorhersehbare der Weise, wie es sich erfüllt. In diesem Sinne spreche ich im Unterschied zur fest ins Auge gefaßten Erwartung hier von einer offenen Zukunft, der sich die Hoffnung vertrauensvoll entgegenstreckt.

Aber hinter allen einzelnen Hoffnungen auf dieses oder jenes bestimmte Ziel steht als ihre Voraussetzung und als ihr tragender Grund eine allgemeine Grundhaltung zum Leben und zur Welt, die ich als Hoffnung schlechthin oder als absolute Hoffnung bezeichnen möchte. Sie richtet sich als ein allgemeines hoffnungsvolles Gestimmtsein nicht mehr auf ein bestimmtes Ereignis, das in der Zukunft eintreten soll, sondern auf die Zukunft allgemein. Sie ist das umfassende Vertrauen darauf, daß trotz aller Mißerfolge und allen Scheiterns die unverdrossene menschliche Anstrengung doch irgendwie lohnt, daß trotz allen Unheils und aller Gefahren schließlich doch noch alles gut werden wird. Und diese Hoffnung ist es, die ich als die tragende Grundlage unsres Lebens herausarbeiten möchte. Ich möchte sie darum auch als metaphysische Hoffnung bezeichnen.

Diese metaphysische Hoffnung ist als solche wesensmäßig bildlos, aber sie ist der Quellgrund, aus dem alle einzelnen, mehr oder weniger bildhaft vorstellbaren Hoffnungen und alle noch bestimmteren Erwartungen hervor- [33/34] gehen und von dem sie beständig getragen werden müssen. Aber mochten noch so viele bestimmte Erwartungen enttäuscht werden und mochten noch so viele bestimmte einzelne Hoffnungen unerfüllt bleiben, so liegt es doch im Wesen dieser letzten metaphysischen Hoffnung, daß sie durch keinerlei Mißerfolge und Schicksalsschläge getroffen werden kann, einfach weil sie an keine bestimmte Vorstellung von ihrer Erfüllung gebunden ist. Sie kann nur als ganze preisgegeben werden, wenn der Mensch der Verzweiflung oder der vollen Teilnahmslosigkeit verfällt.

Gegen diese Auffassung liegt natürlich der Einwand nahe, es sei ein sehr bequemes Mittel, sich gegenüber möglichen Mißerfolgen und Enttäuschungen dadurch abzuschirmen, daß man alle inhaltlichen Bestimmtheiten der Zukunft von vornherein ausschaltet und dadurch die Hoffnung jeder Möglichkeit einer Verifizierung entzieht. Ein solcher Einwand verkennt aber das Wesen der Bildlosigkeit einer solchen offenen Hoffnung; denn sie ist gar nichts Bequemes und verlangt, um sich rein zu verwirklichen, eine hohe Anspannung der menschlichen Seele. Im Menschen liegt nämlich notwendig das Streben nach Lebenssicherung. Aber so berechtigt und notwendig dieses in der Errichtung der menschlichen Ordnungen ist, so überschreitet es doch seinen Rahmen, wenn es auch die Zukunft selber vorauszuberechnen und sie wie einen für den Menschen verfügbaren Stoff zu beherrschen versucht. Darum macht der Mensch sich Vorstellungen von dem, was kommen wird, und konkretisiert diese in bestimmten Erwartungen. Damit verfestigen sich aber die zunächst noch unbestimmten und mit jeder Veränderung der Umstände wandelbaren lebendigen Hoffnungen und werden zu jenen fixierten Erwartungen, die sich allzu leicht als trügerisch erweisen und die dadurch die Hoffnung im ganzen so verdächtig gemacht haben.

Aber die wirkliche Hoffnung ist ganz anders. Um sich von ihr tragen zu lassen, muß der Mensch auf sein natürliches Sicherungsstreben und das in ihm verwurzelte Bedürfnis, die Zukunft vorausberechenbar zu machen, verzichten und sich ganz der Bildlosigkeit seiner Hoffnung überantworten können, in der er für die unerwarteten Möglichkeiten offen ist. Er muß, mit [34/35] einem glücklich geprägten Begriff Marceles, für den nicht voraussehbaren Anspruch und das sich ihm anbietende Geschenk der Zukunft disponibel, d. h. verfügbar und innerlich frei sein.

Das aber ist alles andere als bequem und fordert vom Menschen ein hohes Maß an wagemutigen Einsatz. Um diese innerste Hoffnung zu gewinnen, muß der Mensch imstande sein, die bestimmten Erwartungen und bildhaft vorgestellten einzelnen Hoffnungen immer wieder in sich zurückzunehmen, sie gewissermaßen einzuschmelzen, um sie dann auch wieder in neuen, den veränderten Umständen angepaßten Bildern auszuprägen. Das ist oft mehr, als der Mensch aus eigener Kraft zu leisten vermag. Oft muß er erst durch Schicksalsschläge aus seinen verfestigten billigen Hoffnungen herausgeworfen werden, und die Freilegung der innersten Hoffnungen geht durch alle Erfahrungen der bittersten Angst hindurch und ist von ihr nie wieder ganz zu lösen. So hat der Internist Plügge an den Erfahrungen mit Schwerkranken deutlich gemacht, wie erst „aus dem Verlust der gemeinen Alltagshoffnung“ die „echte Hoffnung“, d. h. die Hoffnung im metaphysischen Sinn, entsteht.

Aber umgekehrt treibt diese noch bildlose hoffnungsvolle Gestimmtheit aus ihrem Untergrund immer wieder die konkreten, bildhaften einzelnen Hoffnungen neu hervor. Doch sie würde sofort entarten, wenn sie sich nicht bloßen Luftschlössern und unverbindlichen Tagträumen begnüge und sich nicht sofort in den Willen zur Verwirklichung der Hoffnungen und zur verantwortlichen tätigen Gestaltung der Welt umsetzte. Bloch hat im Unterschied zu einer unverbindlich träumenden Hoffnung von einer *docta spes*, von einer wissenden Hoffnung gesprochen. Ich halte diese Bezeichnung nicht für ganz glücklich, denn so eng beides zusammengehört, so enthält die Hoffnung selber doch kein Wissen, sie ist nicht als ein geringeres Wissen und nicht als eine bloße „Dämmerung nach vorne“ zu begreifen, sondern ist über alles Wissen hinaus blindes Vertrauen zur unberechenbaren und unergründlichen Zukunft. Aber sie ist umgekehrt als Anspannung der Hoffnung nur echt, wenn sie sich mit aller Klarheit einer vernünftigen und verantwortlichen Planung verbindet. Es gibt zwar keine vernünftige Hoffnung, aber Vernunft und Hoffnung müssen zu- [35/36] sammenkommen, damit sich in ihrer Spannung das menschliche Leben erfüllt. Sie schließen einander nicht aus, sondern fordern einander gegenseitig. Und hatten wir vorher gesehen, daß aller Wille zur Sicherung des Daseins und zum Aufbau der menschlichen Ordnungen sich in einem leeren Trotz

verzehren muß, wenn er nicht von einer letzten Hoffnung getragen wird, so zeigt sich hier zugleich die Gegenseite: daß nämlich die Hoffnung zu einem bequemen und trägen Geschehen □ Lassen entartet, wenn sie nicht auf einen entschiedenen Willen zur planvollen und verantwortlichen Gestaltung der Zukunft bezogen ist. Erst an der äußersten Grenze dessen, was mit menschlichen Mitteln erreichbar ist, beginnt der legitime Bereich der Hoffnung. Aber auf diese Grenze sind auch alle einzelnen Anstrengungen des menschlichen Willens bezogen.

Eine solche Auffassung, die die Hoffnung als unentbehrliche Voraussetzung aller Kraft zum Leben in den innersten Grund der Seele zurückverlegt, könnte leicht als billiger Optimismus erscheinen. Aber sie ist kein Optimismus, denn sie verschließt das Auge nicht vor den Schrecknissen des Lebens, sondern nimmt sie ganz ernst, aber sucht sie dann im positiven Sinn zu überwinden. Und sie ist auch keineswegs billig, denn der Zugang zu dieser wahren, bildlos offenen Hoffnung kann nur im Verzicht auf alle eigenmächtigen Wünsche gefunden werden. Aber er kann selbst dann durch menschliche Anstrengung allein nicht erzwungen werden. Niemand kann sich durch bloßen Willensvorsatz der quälenden Angst oder der grauen Hoffnungslosigkeit entreißen, wenn ihm im Durchgang durch die Krise der Angst nicht zugleich etwas als Geschenk entgegenkommt, das dann das Leben mit einer beglückenden neuen Helligkeit erfüllt und die erschlafte Kräfte zu neuer Tätigkeit erweckt. Diese Hoffnung ist keine Illusion. Sie ist eine echte Lebenserfahrung, die hier in den letzten Tiefen der Seele freigelegt wird. Ich möchte grade zu von einer metaphysischen Erfahrung des Lebenssinns sprechen, die dem Menschen in der Hoffnung zugänglich wird. Aber diese Erfahrung ist immer nur im Vollzug der existentiellen Bewegung mit enthalten, sie läßt sich niemals in ein beliebig verfügbares Wissen ausmünzen. [36/37]

Daß die Hoffnung kein beliebig verfügbarer Besitz ist, sondern nur im Aufschwung der Seele gewonnen und festgehalten werden kann, scheint der früher angeführten Bemerkung Goethes zu widersprechen, daß sich die Menschen der Hoffnung „nicht einmal, auch wenn sie wollten, entäußern könnten“. Der Widerspruch löst sich auf, wenn man bedenkt, daß die Hoffnung, obgleich nie ganz auszurotten, doch in einer sehr verschiedenen Weise im Menschen lebendig sein kann. Sie kann zum träge schleichenden Rinnsal versiegen, bei dem sich das Leben eben noch hinschleppt, und sie kann zu einer das ganze Leben erfüllenden und durchstrahlenden Kraft werden. Ob das eine oder das andre der Fall ist, das hängt davon ab, wie sich der Mensch zu ihr verhält und sie in sein Leben einbezieht. Wenn er imstande ist, unter Verzicht auf sein natürliches Sicherungsstreben sich der Offenheit der Zukunft anzuvertrauen und die sich ihm zunächst nur in der Weise einer bloßen Gestimmtheit anbietende Hoffnung ganz in sein Leben hineinzunehmen, diese Hoffnung von innen her zu übernehmen, dann wird die Hoffnung zu einer hohen Tugend, die eine starke, selbstlos hingabefähige Seele voraussetzt.

Diese Tugend scheint mir die innerste Mitte eines sinnvoll erfüllten menschlichen Lebens zu bezeichnen, den Grund, aus dem alle seine einzelnen Leistungen hervorgehen, und in diesem Sinne (wie es in der an mich gestellten Frage heißt) die Quelle der Kraft, unser Leben zu meistern. Zu sagen, er besäße diese Tugend, wird sich wohl keiner so leicht anmaßen. Und vielleicht können wir Menschen sie nur immer wieder neu der beständig andrängenden Verzweiflung abgewinnen. Es muß genügen, im Wissen von ihrer ganzen tragenden Bedeutung sich nach allen Mißerfolgen immer neu um sie zu bemühen und, wo sie uns geschenkt wird, tief dankbar zu sein.